

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 59 (1955-1956)
Heft: 24

Artikel: Die Fliegerin
Autor: Hochheimer, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672838>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir können dieses anzügliche Wort eines holländischen Freundes nicht vergessen, weil es die Tatsache richtig nannte. Jetzt trennt nichts mehr den Besucher vom Kapellenraum als eine hölzerne Brüstung. Die Wandbilder wurden — man kannte früher dieses Verfahren noch nicht — mit einer absolut farblosen Schicht aus einem Silikatpräparat überzogen, so dass sie der stechenden Sonne und dem schlimmsten Regenpeitschen jahrzehntelang widerstehen werden. Statt des armseligen Plättlibodens decken nun bodenständige Granitplatten den Grund. Und das Altärchen ist durch einen prächtig einfachen Tisch aus Gotthard-Serpentin ersetzt. Zusammenfassend: «Man kennt die Tellskapelle kaum mehr wieder!» Das ist der Ausruf aller Besucher, die sie im alten Zustand kannten. Soviel ist sicher: Der vielbesuchte Ort hat seine Würde wiedergefunden.

Uns aber und sicher allen unsern Leserinnen und Lesern haben damit Heimatschutz und Naturschutz erneut den Beweis erbracht, dass es diesen idealen Vereinigungen nicht allein um kleine Aufgaben wie den Schutz wertvoller Bürger- und Bauernhäuser, schöner Brunnen und Erker, seltener Pflanzen und Tiere geht, sondern ausserdem um die verantwortungsbewusste Gestaltung jener Oertlichkeiten, welche seit Menschengedenken für in- und ausländische Besucher mit dem Begriff «Schweizerland» untrennbar verbunden sind.

W. Z.

Albert Hochheimer

DIE FLIEGERIN

Als wir zwei Tage in Massagno waren, erschien Madame Jolantha. Sie kam in Begleitung eleganter Koffer, in einem Pelzmantel aus Ozelot, und ihre Auftrittsszene hatte Aehnlichkeit mit der Art, wie eine Operettendiva aus den Kulissen tritt. Sie war klein und zierlich, das Schönste an ihr waren die Augen, mit denen sie uns ungeniert musterte,

wie ein Wunder der Natur vorüberschwebte und mit dem Portier im Fahrstuhl verschwand. Immerhin ist eine hübsche Frau mit einem eleganten Ozelotmantel noch keine Sensation in einem Kurort — das Ausserordentliche an ihr entdeckten wir abends bei Tisch.

Sie erzählte ihren Nachbarn mit einer sonderbaren rauhen und tiefen Stimme, die die verhaltenen Gespräche der anderen Gäste übertönte, dass sie Fliegerin sei, keine gewöhnliche Sportfliegerin natürlich, sie betreibe vielmehr die Fliegerei als Beruf. Und wirklich, wenn man sie genau anschaute, musste man es ihr glauben, denn am Kochherd, in der Kinderstube oder in einem anderen alltäglichen Beruf konnte man sich Madame Jolantha nicht vorstellen. Fliegen war das einzige, was zu ihr passte. Es gibt eben Menschen, die schon durch ihr Aeusseres für einen bestimmten Beruf prädestiniert sind, und für Madame Jolantha passte nur das Steuer einer Flugmaschine; es fiel einem nicht schwer, das zu glauben. Und sie wusste gut und interessant zu erzählen, von den zerklüfteten Gipfeln des Atlas, der grenzenlose Einöde der Ozeane und der grünen Wildnis der Dschungel, über die sie in grosser Höhe dahingezogen war — was bedeutete dagegen der wundervolle Blick von der Hotelhalle aus auf den See und die Berge; der Tessin verlor viel von seinen Reizen, und die Sehnsucht erwachte eine Reise nach Taudeni in der Sahara zu machen. Solches Verlangen erweckte Madame Jolantha in uns.

Elisabeth meinte, nicht ohne heimlichen Neid: «Sie hat sicher auch den Ozelot selbst erlegt. — Was ist übrigens ein Ozelot?» Ich erkundigte mich vorsichtig und erfuhr, dass es ein kleiner Panther sei. Unser Respekt vor der kühnen Amazone wuchs.

Da uns das Regenwetter auf die Nerven ging, sassen wir nun häufig in der Halle mit Madame Jolantha zusammen; sie erzählte, und wir alle bewunderten sie ehrfurchtsvoll, wie die Seldwyler den Grossstädter, den der Zufall in ihre Mitte verschlagen hat.

Sie zeigte uns auch Aufnahmen. Sie waren grossartig. Madame in schickem Fliegerdress, an den Flügel einer Maschine gelehnt, Madame beim Verlassen der Pilotenkabine und viele andere. Die Bekanntschaft einer solchen Heldin der Lüfte zu machen, dünkte uns ein seltenes Erlebnis in unserem an bedeutenden Vorkommnissen armen Dasein.

Nur Herr Küstrin blieb misstrauisch. Er war ein knochiger und höckriger Mann mit einem komischen Kinn. Keine Schönheit. Aber er hatte gescheite Augen, die aus einem Netz von Runzeln und Sommersprossen herausschauten.

«Eine Fliegerin?» sagte er. «Ich bitte Sie. — Sie sieht eher wie ein Mannequin aus, aber nicht wie jemand, der mit Motoren umzugehen versteht.»

Und da er seine Zweifel überall wie Federbälle ins Gespräch warf und das menschliche Gemüt sensationslüstern und eifersüchtig auf den Erfolg der anderen ist, forderten wir ihn auf, Madame Jolantha einem Examen zu unterziehen. Schliesslich ist es kein angenehmes Gefühl, düpiert zu werden.

Und dann, während draussen der Regen trübsinnig herniederrieselte, und wir alle um Madame Jolantha herum hockten, begann Herr Küstrin, der selbst bei der Fliegertruppe gedient hatte — sein Brevet gestattete darüber keine Zweifel — erst vorsichtig, dann aber mit aller Offenheit eine Art Verhör anzustellen. Allein, Madame Jolantha steuerte — gewissermassen vor unseren Augen — ihre Maschine von der Piste zum Himmel empor und durch Unwetter, Wolken und Nebel zum sicheren Port. Sie verstand die internationale Fliegersprache, wusste mit Radar Bescheid, mit Blindflug und Landung bei unsichtigem Wetter. Kannte die Flughäfen wie unsereins die Haltestellen der Tram, und den Motor bis in seine intimsten Geheimnisse.

Es wurde ein wahrer Triumph, und von da an streuten wir Madame Jolantha Rosen, trugen sie — sinnbildlich natürlich — auf Händen, und sie verbrachte die Zeit bis zu ihrer Abreise wie eine Königin von Saba, und wir alle waren ihre ergebene Vasallen.

Sie ging, wie sie gekommen war. Verbeugte sich vor dem rauschenden Beifall, verschwand von der Bühne und liess uns traurig zurück.

Anderntags traf ich Herrn Küstrin auf der Seepromenade, wie er barhäuptig mit zufriedener Miene sein Gesicht dem Wind entgegenhielt.

«Ich bin froh, dass sie fort ist», sagte er.

«Wer?» — Madame Jolantha?»

Er nickte und fuhr seufzend fort: «Voriges Jahr war sie Forschungsreisende, davor Kapitän eines Mittelmeerkutters . . .»

«Ich verstehe nicht.»

«Sehr einfach», erwiderte er. Sie liebt eben be-

wundernde Blicke und neidvolle Augen über alles — es erfrischt sie wie ein Bad.»

Ich stotterte verwirrt irgend etwas, da fasste er mich unter und indessen wir den See entlang gingen, sagte er: «Sie ist eine entzückende Frau, aber eine sehr kapriziöse.» Er lachte: «Du liebe Zeit, sie fürchtet sich vor der Fliegerei, hat nie in einem Flugzeug gesessen. Aber sie hat Phantasie, das müssen Sie zugeben.»

Ich gab es zu. Und nach einer Weile begann er wieder: «Natürlich studieren wir unsere Rollen sorgfältig ein, aber ich bitte Sie — man muss immer auf unangenehme Ueberraschungen gefasst sein, und meine eigentlichen Ferien beginnen erst, wenn alles vorüber ist.» Und seufzend gestand er: «Man hat es nicht leicht als ihr Ehemann, das können Sie mir glauben.»

Ich blickte auf den Dampfer, der soeben Kurs auf Ponte Tresa nahm, auf den Monte Brè, und die Möven, die sich schreiend um ein paar Brocken stritten, und dachte an die Szene, die ich Elisabeth wegen dieser Madame Jolantha gemacht hatte. — Nächstes Jahr, beschloss ich, werde ich ihr einen Pelzmantel schenken, es braucht ja nicht gerade ein Ozelot zu sein . . .

Walter M. Diggelmann

NUR EIN BÜRSTENBINDER

Zeno war das sechste Kind eines Bürstenbinders. Insgesamt waren sie zwölf Kinder, aber unter ihnen war Zeno das bedeutsamste. Er schlug als einziges seinem Vater nach, war auffallend beliebt, hatte borstige rötliche Haare und neigte zur Faulheit. Diese Aehnlichkeit war der Grund dafür, dass ihm der Vater vieles nachsah, wofür er alle anderen ausgiebig zu bestrafen pflegte. Und so wuchs Zeno als fauler und träger Bursche heran. Er prahlte schon früh von Amerika, wohin er auszuwandern sich vornahm, und Amerika war für ihn der Inbegriff des Nichtstuns, des Reichtums und der blendend schönen Frauen. Alle lachten